

Zeitschrift: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde
Herausgeber: Bernisches historisches Museum
Band: 1 (1939)
Heft: 2

Artikel: Georg Simon Ohms Lehrjahre in der Schweiz
Autor: Ritter von Füchtbauer, Heinrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-237646>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 26.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

GEORG SIMON OHMS

LEHRJAHRE IN DER SCHWEIZ

Von Oberst a. D. Ritter von Füchtbauer, Nürnberg.

Am 16. März 1939 jährte sich zum 150. Male der Geburtstag des großen Physikers Georg Simon Ohm, des Entdeckers der nach ihm benannten Grundgesetze der strömenden Elektrizität. Seine Verdienste hat die internationale Wissenschaft dadurch geehrt, daß sie der Einheit des elektrischen Widerstandes seinen Namen gab. Eugen Lommel hat 1895 bei der Enthüllung des Münchner Ohm-Denkmal die Bedeutung von Ohms Entdeckungen wie folgt gekennzeichnet:

«Die großartige Entwicklung der Elektrotechnik, der wir in den letzten Jahrzehnten mit staunenden Blicken gefolgt sind, konnte sich nur vollziehen auf der sicheren Grundlage des Ohmschen Gesetzes. Denn nur der vermag eine Naturkraft zu lenken und zu beherrschen, der ihre Gesetze durchschaut hat. Ohm hat, indem er der Natur ihr lange verhülltes Geheimnis entrang, der Gegenwart die Zügel dieser Herrschaft in die Hand gegeben.»

Georg Simon Ohm hat vom Herbst 1806 bis zum Frühjahr 1811 viereinhalb Jahre in der Schweiz verbracht, die für die Entwicklung seiner Persönlichkeit von entscheidender Bedeutung waren. Aufgewachsen in engen Verhältnissen, hat er hier den ersten Blick in eine größere Welt getan, in der er unter mannigfachen inneren Kämpfen vom Jüngling zum Manne gereift ist.

Über das Werden von Georg Simon Ohms Persönlichkeit und seine menschlichen Schicksale war bisher wenig bekannt. Der Schreiber dieser Zeilen hat es auf Grund der Überlieferungen seiner Familie unternommen, auch die menschliche Größe des berühmten Gelehrten und genialen Erziehers zu beleuchten*. Gerade für die Schweizer Zeit stand in einem Briefwechsel von Georg Simon Ohm mit den Seinen in Erlangen so reicher Stoff zur Verfügung, daß manches unterdrückt werden mußte, was vorwiegend örtliches Interesse beanspruchen kann. Wenn nun diese Blätter aus Ohms Schweizer Jahren solche Einzelheiten ergänzend bringen, so kann dieser Zusammenhang nicht erschöpfend wiederholt, sondern nur soweit hergestellt werden, als zum Verständnis nötig ist. Der Verfasser will damit zugleich dankbare Erinnerungen von G. S. Ohm an die Schweiz und die einzelnen Schweizer Familien,

* Ritter von Füchtbauer, „Georg Simon Ohm, ein Forscher wächst aus seiner Väter Art“, Berlin 1939, V. D. I. -Verlag. Verschiedene Briefstellen sind im Einverständnis mit dem Verlag diesem Buch entnommen, andere hier erstmals veröffentlicht.

die genannt werden, auffrischen. Er hofft ferner, daß eine Nachschau in den Archiven dieser Familien noch manches wertvolle Stück zutage fördern möchte.

Georg Simon Ohm war als Sohn eines in kleinen Verhältnissen lebenden Schlossermeisters in Erlangen am 16. März 1789 (nicht 1787, wie man oftmals liest) geboren. Nach dem frühen Tod seiner Mutter wuchs er samt seinem um drei Jahre jüngeren Bruder Martin und seiner um fünf Jahre jüngeren Schwester Elisabeth Barbara, der Großmutter des Verfassers, unter der sorgsamsten Erziehung eines bewundernswerten Vaters heran. Dieser allein, Schlossermeister Johann Wolfgang Ohm, hat nicht nur die beiden Söhne durch seinen Unterricht, oder richtiger gesagt, durch seine Arbeitsgemeinschaft in elementarer und höherer Mathematik zur Universitätsreife gefördert, sondern sie auch durch kritische Philosophie in die Tiefe einer selbständigen Weltanschauung eingeführt. Der vertrauensvollen Verehrung für diesen Vater und der Anhänglichkeit an die stets wißbegierigen Geschwister verdanken wir die aufschlußreichen Briefe des sonst nicht zum Erzählen geneigten jungen Ohm.

Zunächst freilich schien das Band mit Erlangen zerrissen, als Georg Simon Ohm in die Schweiz gewandert kam. Seine Studienzeit in Erlangen hatte ein vorzeitiges Ende gefunden. Jugendliche Leichtlebigkeit, die der ernste, pflichtbewußte und wirtschaftlich schwer ringende Vater vielleicht zu schwer nahm, hatte ein Zerwürfnis herbeigeführt, so daß Vater und Sohn es mit Erleichterung begrüßten, als der Erlanger Buchhändler Walter für Georg eine Stelle als Lehrer an dem Privatinstitut des Pfarrers Zehender in Gottstadt bei Nidau vermittelte.

Georg Simon Ohm war 17 $\frac{1}{2}$ Jahre alt, als er Ende September 1806 dort eintraf. Pfarrer Zehender wollte, wie er selbst an Buchhändler Walter schrieb, zuerst nicht glauben, daß der kleine, schwächliche und gar nicht bedeutend aussehende Jüngling der verschriebene neue Lehrer sein solle; er überzeugte sich aber bald von dessen Tüchtigkeit.

Der junge Ohm indessen war nach der Enge des Vaterhauses und im Vergleich zu der einfachen Lieblichkeit seiner fränkischen Heimat von den neuen Eindrücken hoch befriedigt; er schrieb*:

«Zu Gottstadt wurde meine Erwartung noch übertroffen; ich bekomme nicht nur das, was ich in Erlangen schon wußte, sondern auch Papier, Federn, überhaupt alles das, was ich brauche.

Die Gegend, glaube ich, ist eine der schönsten in der ganzen Schweiz; aus meinem Zimmer sehe ich die ganze Kette der Schneegebirge vom Wetterhorn bis zum Montblanc, und zwar so, daß ich glauben möchte, sie seien keine Stunde entfernt und doch sind sie 20 und Montblanc 30 Stunden entfernt.

* 28. September 1806 an seinen Vater; abgedruckt bei L. Hartmann, „Aus G. S. Ohms handschriftlichem Nachlass“, München 1927, S. 13.

Die Zöglinge, mit denen ich es zu tun habe, sind hoffnungsvolle Leute und Söhne der angesehensten Eltern; vorzüglich sind meine Mitlehrer sehr geschulte und gebildete Leute; der eine von ihnen gefällt mir besonders, ich glaube aber auch deswegen, weil er ungefähr in demselben Alter ist wie ich.

Herr Pfarrer Zehender, Direktor des Instituts, ist ein Mann von vortrefflichem Charakter, ein echter Schweizer, ganz gerade und von sehr vielen Kenntnissen.

Wie froh bin ich, unter diese Leute gekommen zu sein; jetzt sehe ich ein, welchem Abgrund ich entgegengelaufen sein würde, wäre ich nicht mit Gewalt von meiner vorigen Laufbahn abgeleitet worden.»

Es bedurfte wiederholter Anfragen des Vaters und insbesondere des Bruders, um aus Georg herauszuholen, wie es in Gottstadt aussehe, was er dort treibe und wie er sich fühle. Was Georg Simon Ohm nach und nach darauf geantwortet hat, sei an dieser Stelle zusammengezogen:

Am 4. November 1807 schrieb er:

«Die Knaben, welche in unserem Institut sind, sind teils dem Militärstande, teils der Ökonomie und einige dem Kaufmannsstande bestimmt und darnach richten sich auch die Gegenstände, welche mit ihnen vorgenommen werden. Gymnastische Übungen wechseln mit dem Unterrichte ab. Das Institut ist in einem geräumigen Schlosse, dem ehemaligen Sitz eines Landvogtes, wovon die obere Etage, welche 9 Zimmer enthält, bloß für die Wohnung bestimmt ist. Vier von den Zimmern haben die Lehrer inne, vier sind Schlafstuben für die Knaben; diese grenzen an die der Lehrer an; eine ist die Lehrstube, worin jeder Knabe sein eigenes Schreibpult hat. In der unteren Etage ist die Eßstube und die Wohnung der Familie Zehender.

Was die Lehrart betrifft, so hat jeder Lehrer die Freiheit, diejenige zu wählen, welche er für die beste und nützlichste hält.»

Dem wißbegierigen Bruder erschien dieser Bericht nicht mit Unrecht unvollständig. Er faßte nun seine Fragen ganz bestimmt und drängte auf ausführliche Beantwortung. Da ließ sich denn Georg am 18. Januar 1808 zu einer eingehenderen Beschreibung herbei, der man freilich deutlich anmerkt, daß sie nicht dem inneren Bedürfnis eines beschaulichen Schilderers entsprungen ist; unbeantwortet ließ er auch die Fragen, wie hoch sein Gehalt jetzt sei, ob es im Institut Wein zu Tisch gebe und in der Nähe von Gottstadt einen Wasserfall? Er berichtete vielmehr mit fast langweiliger Sachlichkeit:

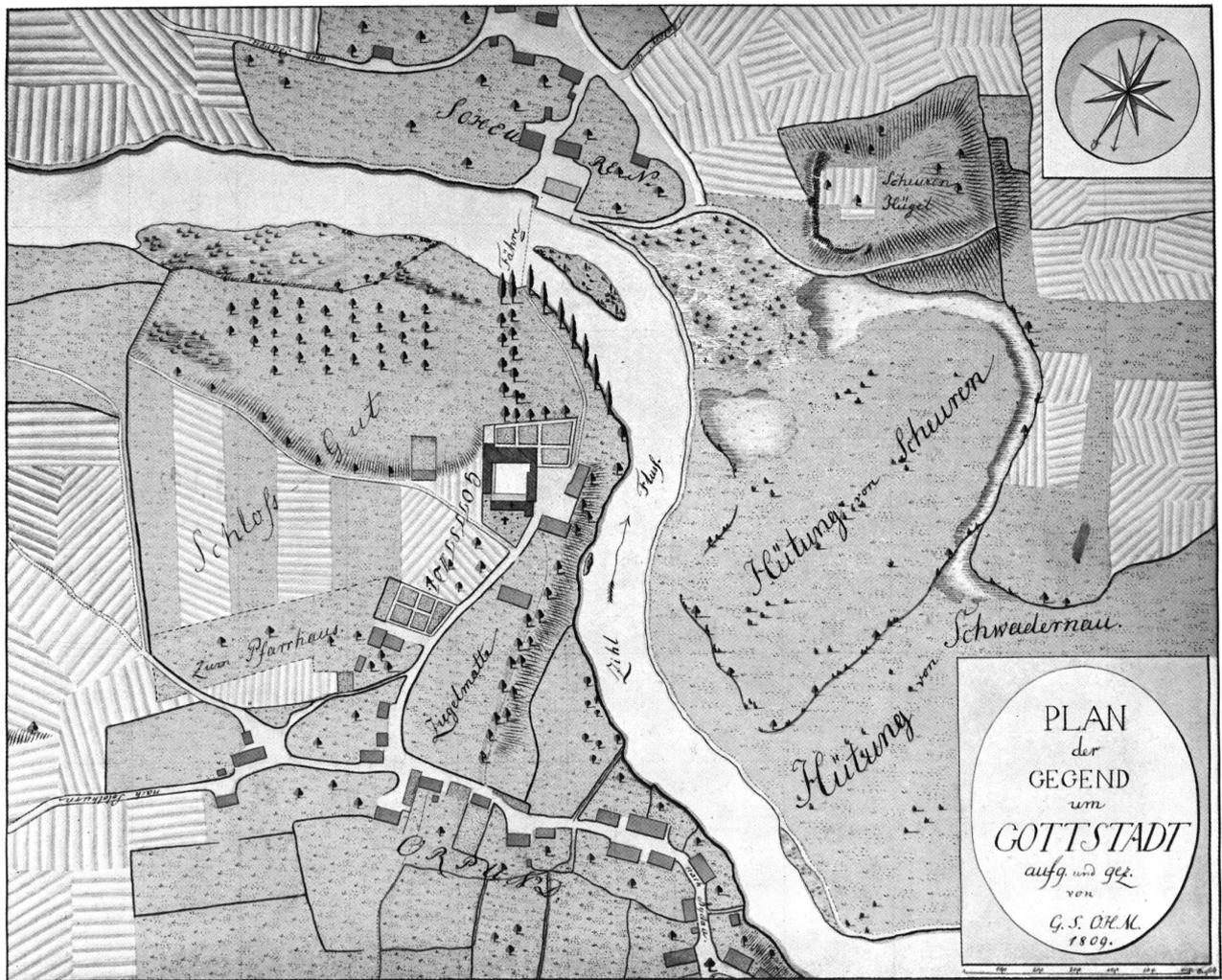
«Das Institut hat vier eigentliche Lehrer und einen Zeichenmeister. Die Anzahl der Zöglinge ist zwanzig. — Ich habe eine eigene Stube mit einer sehr schönen Aussicht. — Ich gebe täglich drei bis vier Stunden, jedoch kann ich die Zahl halbjährig nach meinem eigenen Geschmack abändern. Privatstunden zu geben, ist hier nicht Mode, noch weniger, sich

dafür bezahlen zu lassen; jedoch gebe ich wirklich einem jungen v. Büren, einem sehr fleißigen Knaben von 16 Jahren, abends von 9—10 drei Tage in der Woche Privatunterricht. Meine Reise (von Erlangen nach Gottstadt) dauerte 17 Tage, ich hielt mich einen Tag in Hall und zwei in Karlsruhe auf, und schrieb bald nach meiner Ankunft. Es scheint aus Deinem jetzigen Schreiben, als ob ein Brief, worin ich die Einrichtung des Instituts angab, verloren gegangen, welches Du mir doch anzeigen mögest. Gottstadt besteht aus drei Häusern, dem Pfarrhaus, der Kirche und unserem Schloß. Zu diesem gehört das Dorf Orgund, dessen Häuser — vielleicht 40 — so zerstreut liegen, daß es sich eine halbe Stunde ausdehnt. Von den drei Städtchen Nidau, Büren und Biel haben die ersteren 80 bis 90 Häuser und letzteres ungefähr 400. An Gesellschaften, sowohl hier als in den Städten, ist nicht zu denken, daher ich auch selten hingehe. Herr Zehender ist hier Pfarrer, hat also das Pfarrhaus zu seiner Disposition, übrigens hat er auch jetzt das Schloß, worin wir sind, gekauft, dabei sind sehr viele Felder und Wiesen oder Matten. Er hat sieben bis acht Kühe, zwei Ochsen und zwei Pferde. Seine Frau ist vor vier Jahren gestorben, er hat aber fünf Kinder, vier Mädchen und einen sechs Fuß hohen Knaben, davon sind aber zwei Mädchen auswärtig. Die Haushaltung führt seine unverheiratete Schwester.»

Vielleicht gaben auch die häufigen Fragen der Angehörigen den Anstoß dazu, daß Ohm noch in der letzten Zeit seines Aufenthalts in Gottstadt den schönen Plan von Gottstadt und Umgebung aufgenommen, gezeichnet und getuscht hat, den wir diesen Zeilen begeben. Nicht jede Großstadt kann sich eines später so berühmten Topographen rühmen. Von Ohms eigener Hand ist uns nur noch ein zweiter Plan überliefert, der aber anscheinend ein Phantasiegelände als reine Zeichenübung darstellt. Georg Simon Ohm hatte auch das Feldmessen mit seinem Vater in Erlangen gelernt; mit welchen Mühen das geschehen war, ist in dem angeführten Lebensbild überliefert. In Gottstadt ist ihm offenbar auch dieses Wissen zugute gekommen, galt doch das Planzeichnen damals gemeinhin als erste Stufe der Militärwissenschaften.

Was Georg Simon Ohm außerdem in Gottstadt lehrte und durch Lehren lernte, hat er an verschiedenen Stellen seiner Briefe berichtet: Zunächst fand er (1. Dezember 1806), daß ihm selbst der Unterricht, den er zu erteilen habe, viel nütze. Dieser erstreckte sich «mündlich und schriftlich» auf Physik und auf alle Teile der reinen Mathematik; Ohm fand sich nun zu seinem Vorteil gezwungen, die vorhandenen Kenntnisse in ein eigentliches System zu ordnen. Er studierte dabei auch die mechanischen Wissenschaften, wozu er außer Langsdorf noch Kästners angewandte Mathematik, sowie einige weitere vorzügliche Bücher in der Bibliothek des Instituts vorfand.

In den freien Stunden des Tages vervollkommnete er sich (nach Bericht vom 1. September 1807) in seinen Fachwissenschaften, nach dem Abendessen aber trieb er — zur großen Befriedigung des Vaters — «Logik und Philo-



Plan von Gottstadt, aufgenommen und gezeichnet 1809 von Georg Simon Ohm.

sophie»; er schildert anschaulich, mit welchen Mühen er sich in Kants Kritik der reinen Vernunft eingearbeitet habe. Wen die Fortschritte des jungen Philosophen Ohm oder dessen Auseinandersetzungen über Welt- und Lebensfragen mit seinem Vater, dem Philosophen am Schraubstock, interessieren, der findet Näheres im angeführten Buch des Verfassers. Es war jedenfalls nicht ohne Grund, daß schon dem Neunzehnjährigen, der sich bescheiden als «erbärmlicher Philosoph» bezeichnete, der Unterricht in Logik übertragen wurde.

«In den Sprachen», schrieb er am 18. Februar 1808, «vergesse ich wenigstens nichts; Französisch lerne ich, indem hier eine Sprache soviel als die andere geredet wird; doch liegt mir an dieser Sprache, vorzüglich bei jetziger Zeit, am allerwenigsten.»

Hiezu muß man sich erinnern, daß Deutschland damals unter der Willkürherrschaft Napoleons stand, Ohms engere Heimat aber, Erlangen und die frühere Markgrafschaft Bayreuth, unter unmittelbarer französischer Verwaltung stehend, einem ungewissen politischen Schicksal entgegensah.

Als das erste Schuljahr seinem Ende entgegenging, schrieb Ohm am 1. September 1807:

«Ich finde, daß ich auf zwei bis drei Jahre keinen vorteilhafteren Platz hätte finden können. Mein Vortrag ist durchs Lehren beträchtlich lebhafter und strikter geworden. Überdies habe ich Gelegenheit, mit den vornehmsten Schweizer Familien bekannt zu werden; bei den meisten (ich darf es meinem Vater sagen) bin ich geschätzt.»

Auch sein geldliches Auskommen besserte sich durch allmähliche Abzahlung von Erlanger Schulden, ja er konnte sogar einen Beitrag zur Erziehung des Bruders in Aussicht stellen.

So fühlte er sich zufrieden, und er durfte bald erfahren, daß andere auch mit ihm zufrieden waren.

Am 23. September 1807 hatte das öffentliche Examen stattgefunden. Dabei muß der junge Ohm nicht nur als Lehrer, sondern auch als Persönlichkeit gut abgeschnitten haben. Er bekam jedenfalls von Obrist Regis, dem Vater eines Zöglings, eine Ferien-Einladung nach Lonay am Genfersee. Andere gastliche Häuser boten sich zur Zwischenrast auf dem Wege an. Mit Freuden sagte Ohm zu und machte sich gleich am ersten Ferientag auf den Weg; am 11. Oktober kehrte er nach Gottstadt zurück.

Über seine Erlebnisse berichtet er gleich am nächsten Tag mit fühlbarer Wärme und Dankbarkeit:

«Ich ging den 24. September von Gottstadt ab, und ging bis Aneth, einem Dorf zwischen dem Bieler- und Neuchatellersee, wo ich bei Herrn Reynier, dem Vater eines Zöglings, übernachtete. Den 25. setzte ich meine Reise über Neuchâtel fort und kam bis Vaumarcus, dem Sitz eines

Baron von Büren, welcher Zögling in unserem Institut ist; hier verlebte ich einen sehr vergnügten Tag, wozu sowohl der angenehme Umgang mit dieser Familie, als auch die reizende Lage des Schlosses viel beitrug; man erblickt im Vordergrund Reben, die sich an die Heerstraße anlegen. In den Weingärten kann man die Geschäftigkeit der Leser sehen und ihr freudiges Getümmel hören. In einer mäßigen Entfernung breitet sich der ganze Neuenburgersee aus, dessen entfernteres Ufer mit grünen Hügeln besetzt ist. Darüber erheben sich noch die Walliser Schneegebirge, welche der Landschaft Grenzen gleichsam aufdringen. Den 27. früh ging ich über Grandson und Efferten (wo das Pestalozzische Institut ist, in dem ich mich drei Stunden aufhielt) nach Orbe; hier aß ich zu Mittag, nahm dann einen Wagen und fuhr nach Lonay. Die Aussicht von dort übertrifft alle anderen. Das Gut liegt auf einer Anhöhe, von der man vor sich den Genfersee, zur Rechten die Stadt Morsee (= Morges), zur Linken auf einem Hügel Lausanne erblickt. An dem jenseitigen Ufer des Sees erheben sich die Savoyischen Gebirge, die durch ihr dunkles Kolorit und durch ihre mannigfaltigen Formen an Pracht viel vor den anderen voraus haben. Zwischen diesen steht im Hintergrund der majestätische Montblanc. In Lausanne sah ich die Merkwürdigkeiten, unter denen mich vorzüglich die Münze und der Mechanismus, wie das Stempelpapier verfertigt wird, interessierten.»

Was Georg über Pestalozzi schrieb, genügte dem Vater keineswegs. Hatte doch er selbst, Vater Ohm, die Kunst der Erziehung nicht nur praktisch geübt, sondern auch nach den Schriften der «Philanthropen» studiert. Wir besitzen deshalb aus G. S. Ohms Feder noch eine genauere Beschreibung von seinem Besuch bei Pestalozzi, die mir wegen des gänzlich unbefangenen Urteils von besonderem Interesse zu sein scheint. Ohm berichtet am 4. November 1807:

«Das Pestalozzische Institut ist in einem außerordentlich großen Schlosse in Ifferten, wovon aber nur die eine Seite bewohnt werden kann. Die Anzahl der Zöglinge beträgt 130. Von der Methode wurde viel geschrien, und im Auslande fast mehr, als in der Schweiz selbst. Es ist wahr, sie hat ihre guten Seiten, aber sie wird, wie es gewöhnlich geht, übertrieben; sie führt unbeschreiblich langsam vorwärts. Gewiß, um Geometrie zu erlernen, hätte man mehr als 12 Jahre nötig, wenn man ihr Schritt für Schritt so folgte, wie ich es gesehen habe. Doch ich will dies ausführlicher erzählen.

Ich und noch ein Lehrer, wir gingen in das Schloß und erkundigten uns nach Herrn Niederer, welcher Lehrer daselbst ist, ein herrlicher Mann. Man zeigte uns ihn und dieser führte uns zu Herrn Pestalozzi, einem sehr freundschaftlichen und liebreichen Manne; ich verlangte nun mit Herrn Schmidt, welcher erster Lehrer der Mathematik genannt wird und sich in demselben Institut bildete, zu sprechen. Als er kam und

ich ihn fragte, wie weit seine Schüler in der Geometrie seien, gab er mir zur Antwort: ‚Nicht gar weit‘, aber er habe die ganze Geometrie aufgesetzt und nun holte er einen starken Folioband; ich durchblätterte ihn und fand nichts als Figuren, kein Wort erklärt, von Beweisen war gar nicht die Rede. Als ich nach der Ursache fragte, bekam ich in deklamierendem Ton folgende Erklärung: ‚Ich habe hierin durchgegangen, auf wie vielerlei Arten sich zwei, drei oder mehr krumme Linien verändern lassen und so fort. Hier sind alle Figuren und das ist bei weitem mehr, als in den gewöhnlichen Geometrien steht.‘ Hier machte ich den Einwurf, daß dies höchstens als Einleitung angesehen werden könne, und daß dazu gar zu viel Ziet nötig sein müsse. Aufs erstere bekam ich keine Antwort und auf letzteres so: ‚Wenn sie sich Mühe geben, so könnten sie es wohl in zwei Jahren lernen.‘ Ich hatte genug, nahm meinen Hut und entfernte mich. Ich weiß wohl, daß sie in der Arithmetik besser sind, aber auch da geht es höchstens bis zu den Proportionen exclusive und ohne Beweis, und nach Obigem zu schließen, möchte wohl der Lehrer selbst nicht mehr wissen. Die Knaben haben viele Fertigkeit, die Zahlen im Kopfe zu addieren und multiplizieren und Figuren aus freier Hand zu zeichnen, aber es scheint auch einzig darauf abgesehen zu sein.»

Georg Simon Ohm war nicht in die Schweiz gekommen, um dort als Lehrer sein Lebensziel zu finden. Als er aber so rasche und erfreuliche Erfolge erzielte, fürchtete der Vater, er könne sich dadurch von der Vollendung seines Studiums abbringen lassen. In ungewöhnlich reifer Erkenntnis der großen Linie seines Lebens antwortete im Januar 1808 der noch nicht zwanzigjährige Sohn:

«Daß ich nicht umsonst hierher gegangen, daß ich sogar an keinem Orte mehr hätte profitieren können, das fühle ich; daß ich aber nicht zu lange hier verweilen dürfe, sondern die eigentlich gelehrte Bildung, darunter ich vorzüglich Literatur rechne, an einem reichhaltigeren Orte suchen müsse, das sehe ich deutlich ...»

Im Jahre 1808 scheinen sich auch im Institut Zehender die inneren Verhältnisse weniger erfreulich gestaltet zu haben. Um die gleiche Zeit, als Vater Ohm aus Erlangen über die mangelnde Selbstdisziplin der zur Führung berufenen «höheren Stände» sich beklagte, und unter den gleichen Einflüssen, hat sich offenbar auch in Gottstadt die Anstaltsdisziplin gelockert. Der Lehrer der Sprachen, dessen Name nicht genannt wird, dessen Erlebnisse Ohm aber schon des Grundsatzes halber innerlich bewegten, verließ die Anstalt. Am 9. Juni 1808 schrieb Ohm darüber an seinen Vater:

«..... Ein Beispiel eines solchen Gegenstandes mag folgende Erzählung sein: Ein Mann befindet sich als Lehrer und Erzieher an einem Platz, wo die Eltern sich berechtigt glauben, in die Erziehung ihrer Kinder selbst mit drein zu sprechen; diese Eltern, geleitet durch falsche Grundsätze,

oder auch nur aus Nachahmung einer angrenzenden Nation, wünschen das Schlechte derselben eingeführt, weil es ihren angeborenen und in der frühesten Jugend schon genährten Stolz befriedigt. Sie wollen, daß auch Bosheit und jeder noch so grobe Fehler nicht gestraft werde, sie wollen, daß auch die eingewurzelte Bosheit nur durch gute Worte soll gehoben werden, mit einem Wort, sie wollen die Unmöglichkeit. Der Lehrer widersetzt sich und muß es tun. Vielleicht gelingt es ihm, sie zu besiegen. Aber die ewigen Einwürfe ermüden ihn, und die Knaben selbst werden, durch ihre Ermahnungen, die sie von solchen Eltern bekommen, stolz und widerspenstig, so daß seine Mühe weniger fruchtet. Welches von beiden ist nun das Wahre und Richtige? Soll er lieber an einen anderen Ort sich begeben, wo er mehr wirken und selbst ruhiger leben könne? Oder soll er gerade da bleiben, um die, welche schon ihrem sittlichen oder doch wenigstens gesellschaftlichen Untergang entgegenlaufen, zu retten? Dieses Beispiel wählte ich, weil es sogleich die Ursache, warum der Lehrer der Sprachen von seinem Platze entwich, bezeichnet.»

Wie wir noch hören werden, wurde auch Ohm die Tätigkeit am Institut verleidet. An Ostern 1809 ging er nach Neuenburg (Neuchâtel), nachdem er ein vorteilhaftes Angebot eines Institutes in Villefranche ausgeschlagen hatte. Es ging damals dem Meister Ohm in Erlangen nicht anders als es später noch oft Ohms Angehörigen erging und als es jetzt der Leser empfinden wird: Nur verspätet und bruchstückweise erfuhr man selbst wichtige Veränderungen in seinem Leben, weil er selbst das, was seine Person anging, nicht so wichtig fand. Diesmal kam noch der Verlust eines Briefes hinzu. Also wiederholte der junge Ohm:

«Neuenburg, 11. 9. 1809.

..... Der Sohn des Herrn Pfarrers (Zehender), der in Genf studierte, kam zurück, und da sein Hauptfach Mathematik war, so sah ich ein, daß er vorteilhaft meine Stelle ersetzen könne. Nach einer Unterredung mit Herrn Pfarrer ergab es sich, daß, wenn ich eine vorteilhafte Änderung wüßte, er freilich an Kosten gewinne.

Ich ging nun hieher, wo ich 3 Privatlexionen gebe, die mir monatlich 3 Louisdor oder 48 Schweizerfranken = 33 fl tragen. Da ich nun aber für Kost und Logis monatlich 28 fr. bezahlen muß, so bleibt mir folglich nichts übrig, doch das war auch meine Absicht nicht, sondern ich bleibe hier bis künftige Ostern, um mich in der französischen Sprache hinlänglich auszubilden. Dann wünschte ich nach Hause zurückzukehren, vorher aber zu wissen, ob nicht etwa wenig auf Verdienst zu hoffen ist; denn die kleine Anzahl Louisdor, die durch Anschaffen kostbarer Bücher und Quantität Wäsche ziemlich geschmälert worden ist, würde mich nicht gar lange schützen. Meine Absicht ist, mich gleich zum Doktor schlagen zu lassen, um in Stande gesetzt zu werden, Collegien zu lesen. Darüber wünschte ich im künftigen etwas ausführlich Nachricht.

Hiesige Bibliotheken geben mir Bücher. Es ist sonderbar, daß ich viele herrliche Bücher finde, die, ich bin es sicher, keiner in der ganzen Stadt versteht. Mir nützen sie trefflich.

Meine Adresse ist:

Msr. Ohm
chez Msr. Perrin, Négociant
Neuchâtel, Place du Lac.»

Der geschätzte Leser wird bisher von Georg Simon Ohm nicht den Eindruck eines jungen Mannes von überschwänglichen Gefühlen gewonnen haben. Er hat auch zeitlebens sein Inneres für sich behalten, so sehr er auch in manchen Schulreden später seinen Hörern ans Herz zu rühren wußte. Die Luft von Neuchâtel — oder was mag es sonst gewesen sein? — schuf eine tiefe, allerdings einmalige und vorübergehende Änderung, so auffallend, daß Inhalt und Stil, ja selbst die Schrift, uns gleichermaßen fremd anmuten. Auch Georg Simon Ohm erlebte Sturm und Drang. Wie mögen die Erlanger Angehörigen befremdet und besorgt gewesen sein, als die gleiche Post dem Vater und dem Bruder diese Briefe brachte:

«Neuenburg, zu Ende Oktober 1809.

Lieber Vater!

Ich schreibe, hab viel zu schreiben, und kanns nicht in Worte zwingen. Eine neue Periode meines Lebens fängt an, ich fühle es. Mächtig gährets; es kämpfen feindliche Kräfte, sie streiten um Oberherrschaft. Ich möchte deutlicher sie kennen, sie durchschauen, möchte mein Herz entladen, möchte die innersten Falten ausheben und sie offen hinlegen, aber Überlegung versagt ihren Dienst, Worte verwirren das Gefühl. Ein heimliches Wehe hält mich ab vom klaren Schauen und süße Empfindung treibt mich hin zum vollen Genuß — frommer Schauer lähmet mir die Zunge und ein volles Herz möchte überströmen. Ich bin hingeworfen in ein Meer, das ich nicht kenne, blicke um mich und finde keinen festen Punkt, an dem ich mich halten, sehe keine Küste, an der ich landen könnte. Ich bin nicht glücklich oder zu glücklich.

Ich soll meinen Plan hinlegen. In bezug auf mich ist er Ausbildung. Diese unter eine Regel zwingen zu wollen, däucht mich, ist widersinnig. Die Loose sind wunderbar geworfen. Wer nur immer die gerade Linie wählet, kommt selten zum Ziele. Die Idee im Busen, ergreife er die Mittel, die sich ihm darbieten. Die Mittel zu vermehren, sei sein Bestreben. In dieser Absicht wünschte ich noch einige Jahre auf eine Universität, um Materialien zu sammeln. Sie auszuarbeiten ist dann die Arbeit meines künftigen Seins.

Dieser Teil, der allein mich angeht, liegt klar vor meinen Augen. In welches Verhältnis ich aber mit den übrigen Menschen treten werde, das schwebt mir dunkel und ängstlich vor. Mit dieser Masse mich zu ver-

einigen, wird schwer halten. Ihre ganze Größe ist Blendwerk, und Gleiches allein vereinigt sich mit ihr. Sie stößt das nackte Gute staunend von sich. Ich rede nicht ohne Erfahrung. Stelle zur Rechten das Bild, zur Linken das Abbild. Überzeuge sie, durch jenes sind sie, durch dieses scheinen sie. Der Haufen wählet zur Linken, einzelne treten zur Rechten. Wohin soll ich mich wenden, diese einzelnen zu finden? Und mach ich sie glücklich?

Noch muß ich angeben, warum ich bis Ostern hier zu bleiben entschlossen bin. Meine Kenntnisse in der französischen Sprache sind nicht ganz unbeträchtlich; dadurch, daß ich geraume Zeit anhaltender, mannigfaltiger Übung lebe, glaube ich sie beträchtlich erhöhen zu können. Die vielen kleinen Unebenheiten, deren es so viele gibt, und die mir hier erst aufgefallen sind, werden dadurch abgeschliffen — im ganzen viel gewonnen. Dieser Grund, der vielleicht allein schon hinreichend wäre, wird durch andere, nicht weniger sprechende unterstützt. Einen davon will ich noch anführen.

Das Haus, worin ich lebe, ist eines der Gebildetsten und die Inwohner, und selber der weibliche Teil, lieben mich, wie nur immer jemand geliebt werden kann. In der Tat, ein merkwürdiger Umstand und mir sehr angenehm, denn seit ich Erlang verließ, war Achtung alles, was ich erlangen konnte. Dadurch, das mir an sich so wohl tut, kann ich hoffen, daß auch meine Außenseite, wenn es möglich ist, einigermaßen gebildet werden könne. Kann es geschehen, so muß es hier erfolgen oder wenigstens der Grund gelegt werden. Dabei ist merkwürdig, daß, so schwer mir auch fällt, mit jemand Bekanntschaft zu machen, ich äußerst selten meinen Mann verfehle. Auch hier habe ich mit einigen Männern Bekanntschaft gemacht, die viel wert ist. Es sind nicht Gelehrte von Profession, aber Eigenschaften, die mehr wert sind, zeichnen sie aus. Unter allen ziehe ich einen Herrn von Montmollin vor, dessen Bestreben, Kenntnisse aller Art in seiner Vaterstadt emporzuheben, die größte Achtung verdient. Schade, daß solche Anstrengungen wenig zu fruchten scheinen. Um nicht die Post zu versäumen, schließe ich diesen eilig geschriebenen Brief. Allen Verwandten herzliche Grüße, und dem Vater die Wünsche des Sohnes
G. S. Ohm.»

«Neuchâtel, 25. 10. 1809.

Geliebter Bruder!

Deinen verbindlichen Brief habe ich erhalten. Ich genieße Deine Liebe, die sich in jedem Ausdruck Deiner Gesinnungen offenbart. Ich bin fähig, im Grund meines Herzens mit einer himmlischen Wollust Deinen Wert zu fühlen, aber nicht mit Worten es auszudrücken. Verzeihe, mein Lieber, wenn eine Rauheit meines Stils nicht mit den sanften Ausdrücken Deiner Liebe übereinkommt, wenn sie mir nicht erlaubt, Dich mit dem Lob zu überhäufen, welches Du verdienst. Dein Bitten und Ermahnen

meiner baldigen Zurückkunft haben wirklich viel Festigkeit und indem Du mich ein wenig schmeichelst, gewinnen sie ein Gewicht, dem schwer zu widerstehen ist. Während ich aber alles verglichen hatte, auf einer Seite den Nutzen, der für mich und für andere entstünde, wenn ich zurückkehrte, auf der anderen Seite die Ursachen, die mich zurückhalten, und die ich vielleicht niemals wieder finden werde, glaubte ich beobachtet zu haben, daß die wenige Zeit, die ich zu diesem Endzweck noch gewidmet habe, keineswegs die realen Vorteile aufwiegt, die ich daraus ziehen kann. Glaube mir, daß mein Herz mit einer großen Gewalt an die Gegenstände, die meine Jugend umgeben, an die Personen, die mich ohne Eigennutz lieben, gekettet ist, aber mein Schicksal erlaubt nicht, meine Wünsche zu erfüllen; sie verzögert den Zweck meines Lebens, und, wolle Gott, es wäre deswegen, um die Vergnügen desselben zu vermehren.

Ach! eine traurige Erfahrung hat mir gelehrt, daß der Mensch, der durch Ausbildung seines Geistes gelehrt genannt wird, dieses Vergnügen mit dem Verlust aller übrigen bezahlen muß. Er verliert die glückliche Unwissenheit, mit der er tausend Vergnügungen gegen den kleinen Vorteil genossen hätte, heller wie die anderen zu sehen. Nachdem er die Ursachen der größten Handlungen ergründet hat, bemerkt er darin den schändlichsten Eigennutz und selbst die törichtsten Irrtümer, wovon sie ausgingen. Alle diese schönen Täuschungen verschwinden für ihn und es bleibt ihm nichts, als das kalte Gerippe der Klarheit. Es scheint mir sogar sehr schwer, nicht auf der Seite des Herzens zu verlieren, indem man die Vernunft herrschen läßt. Gewohnt, alles mit der Vernunft zu prüfen, zerstückt er und fühlt nur in kleinen Dosen, dessen Ganzes sein Herz mächtiglich bewegt hätte. Ich selbst, der ich gewiß glaube, leicht durch äußere Umstände gerührt zu werden, befürchte diesen letzten Behauptungssatz zu bestätigen. Wenn ich die äußeren Zeichen, die die Aufwallung anzeigen, vergleiche, so finde ich sie im allgemeinen bei anderen stärker als bei mir; und doch, wenn ich meinen inneren Zustand betrachte, so zweifle ich, daß ein anderer sprechendere Anzeigen, lebhaftere Gefühle haben könne. Ich weiß noch nicht, ob dies vielleicht nur ein Fehler meiner Organe, oder wirklich Mangel an Gefühl ist. Ach! was würde ich in letzterem Fall das Los der Unwissenden beneiden! oder ob es eine lächerliche Affektation ist, die durch Gewohnheit nötig gemacht wurde. Ich werde sehr beobachten, um dieses Geheimnis zu entdecken und um mich selbst kennen zu lernen.

Ich werde noch etwas von meiner jetzigen Lage und von meiner Beschäftigung sagen. Ich lese viel, studiere genug, und zur Erholung bleibe ich fast immer allein und überlasse mich der Neigung meiner Einbildungskraft. Hier fixiert sie nichts, colossaliche Ideen und groteske Bilder ohne Verbindung und Bedeutung durchkreuzen meinen Kopf. Ich gebe zu, es ist eine gefährliche Beschäftigung, oder eher Geschäftslosigkeit, aber sie bietet sich mir dar, ohne daß ich daran denke und sie hat

so viel anzüglisches für mich, daß ich nicht daran denke, sie zu verschrecken. Ich gehe beinahe niemals in Gesellschaft, wenn ich auch leicht Zutritt haben könnte. Ein unwiderstehlicher Widerwille hindert mich. Nicht deswegen, weil ich kein Vergnügen daran finde, im Gegenteil macht mir das oft Lust. Was ist denn das? Dieser scheinbare paradoxe war mir lange selbst unbegreiflich; ich habe den Schlüssel dazu gefunden. Die Sprache in einer solchen Gesellschaft muß frei, oberflächlich, und deswegen zierlich sein; ich bin nicht daran gewöhnt, ich bin still. Dies läßt mir meine Unmündigkeit fühlen. Im Fall, daß ein zur Seite Sitzender mit mir spricht, so macht mich seine zeremonielle und respekttöse Miene furchtsam, diese Furchtsamkeit, die ich in zu hohem Grade besitze, verwirrt mich, ich scheine verlegen und manchmal bringt dies Antworten hervor, die nicht ganz passen. Dies beleidigt meine Eigenliebe. Eher will ich alle Gesellschaften aufgeben, als ihnen Gelegenheit geben, ihre Ehrerbietung gegen mich zu vergeben. Wenn sie noch die Ursache meines Schweigens und meiner Verwirrung wüßten, aber bei den Leuten, die nur dem Anschein nach urteilen, riskiert man, für den größten Dummkopf gehalten zu werden. Vielleicht haben sie in ihrer Meinung recht.

Und Deine Lage? Eh bien, die ist wie sie bei mir manchmal war; mittelmäßige Vergnügungen, und unbedeutende Inkommoditäten. Sie ennuyiert mich. Ich wollte lieber in das größte Elend gestoßen und im Stande sein, mich davon zu befreien, als immer in einem ungewissen Zustand zu sein, der mir nichts zu tun gibt, weil er genug ist, der mir aber unangenehm ist, weil er nicht der ist, nach dem ich strebe. Ich hasse ein Leben ohne ausgezeichnete Ungleichheiten, es ist nicht gemacht, meine Tätigkeit zu entwickeln. Es ist keineswegs geeignet, an die Stelle zu treiben, die ich fixiert habe. Und wenn ich sie nicht erhalten werde, bin ich fest entschlossen, gar keine zu wählen und mich unter den anderen zu verfinstern, um einerseits zu gewinnen, was ich von der anderen Seite nicht hoffen konnte.

Wir wollen hoffen, arbeiten und warten, das Übrige ist unnütz. Ich habe eine besondere Idee von den Menschen, sie macht mir viel übel. Ich habe besondere Launen, sie machen mir viel Gutes. Vereint mit Dir, glaube ich, daß die jugendlichen Bilder wiederkommen und die edle Meinung wieder erheben werden, ohne welche jeder Blick außer mir sich verirrt. Die Flügel der Liebe werden uns schützen, das Schild der Weisheit wird uns erhalten.»
(Keine Unterschrift!)

Vater Ohm wußte sich nicht besser zu helfen als dadurch, daß er alsobald seinen Martin nach Neuchâtel auf den Weg brachte. Was dieser ausgerichtet und wie Georg dadurch sich selbst wieder fand, sollen die Brüder selbst berichten; zunächst Martin:

«Neuenburg, den 21. November 1809.

Lieber Vater!

Die Überschrift zeigt, daß ich das Glück hatte, das Ziel meiner Reise zu erreichen, und zwar ohne widerliche Umstände. Von Sulz ging's über Oberndorf, Schwanberg, Hornberg, Freiburg, Basel, Wallerburg, Wittelspach, Solothurn, Biel nach Neuenburg. Indem ich von Solothurn nach Biel reiste, kam ich bei Gottstadt vorbei, ohne es zu wissen. Von Biel ging's am Bielersee hinan und bei Neustadt kam ich an den Neuenburgersee, an welchem die Stadt Neuenburg selbst liegt.

Nachmittags um 3 Uhr kam ich an und fand mit leichter Mühe das beschriebene Haus. Ich ging hinein, fand und erkannte ihn sogleich, bat ihn, mit mir auf sein Zimmer zu gehen und hier erklärte ich ihm, daß ich ein Schlossergeselle aus Erlang käme und ihm Nachrichten von Hause zu sagen hätte. Er bat mich abzulegen, ließ Wein bringen und wir unterhielten uns miteinander, bis ich ihn endlich fragte, ob er mich denn nicht mehr kenne und daß ich sein Bruder sei. Er wollte es mir aber gar nicht glauben, bis ich ihm meinen Paß zeigte. Ich fand ihn bei der besten Gesundheit, bei der vergnügtesten Laune, kurzum ganz das Umgekehrte von dem, was wir aus seinem letzten Briefe schlossen. Seine Freude war grenzenlos. In dem Haus wird er wie das Kind vom Hause betrachtet und von der Familie geliebt und geschätzt. Diese besteht aus dem Herrn Perrin, seiner Gemahlin und einer Tochter von ungefähr 12 Jahren. Die Frau ist die Güte selbst und zeigt dabei viel Verstand. Auch Herr Perrin ist äußerst gütig.

Die Ursache des letzten Briefes ist ungefähr folgende. In Gottstadt verlangte er selbst seine Entlassung aus Gründen, die hier zu weitläufig sind. Nun mochte er nicht geradezu nach Hause gehen und sah sich also nach einem Ort um, wo er sorgenfrei leben könnte. Dieser Ort war Neuenburg, wo man ihm im voraus 3 Lectionen zusicherte. Es wurden ihm mehrere vorteilhafte Stellen als Hauslehrer und an Erziehungsanstalten angetragen, die er aus triftigen Gründen ausschlug. Erstlich waren ihm Erziehungsanstalten durch Gottstadt zuwider gemacht, und zweitens sah er ein, daß er nie auf solche Art zu einer bestimmten Beförderung gelangen würde, an der ihm allein doch gelegen sein muß. Nun befindet er sich hier zwar sehr wohl, aber er wünscht sich einen Platz, wo er eine fixe Besoldung hätte; deswegen hat er manchmal keine besondere Stimmung und in einer solchen hat er die letzten Brief geschrieben. Nach Erlang, glaub ich, will er deswegen nicht gleich zurück, weil er wirklich wenig Geld zu haben scheint und er sich dort eine Würde (gemeint ist der Doktorgrad) will ertheilen lassen. Indessen hat er ganz definitiv beschlossen, nächsten Sommer, vielleicht aber erst zu Michaelis, zurückzukehren.

Nun noch etwas von seiner Person selbst. Er ist nicht viel gewachsen, aber etwas dicker ist er geworden. Er besitzt Schnupf-, Halstücher, We-

sten, Hemden, Chemisettes dutzendweis. Er hat sehr schöne Bücher, womit er seine Bibliothek vermehrt hat. Er hat einen Bart trotz einem Soldaten. Er besitzt eine außerordentliche Stärke, von der er schon mehrere Proben abgelegt hat. Er spricht so gelehrt wie ein Buch und hat sich dabei so eine Art Schweizersprache angewöhnt. Er ist stolz wie ein König, z. B.: Er wird oft in adelige Häuser zum Souper eingeladen und schlägt es aus. Dies nützt ihm viel, denn sie zahlen lieber einen Stolzen, und einen, der sich nicht um sie zu kümmern scheint, als einen Schmeichler und Kriechenden. Das übrige mündlich. Noch muß ich erinnern, daß ich vor dem 14. Dezember nicht wiederkommen werde, aber auf alle Fälle bis dorthin. Sein gehorsamer Sohn M. Ohm.»

Georg selbst legte folgende Zeilen bei:

Lieber Vater!

«Neuenburg, den 21. 11. 1809.

Er ist angekommen! Unerwarteter hätte kein Wunder mich aus meiner immer gleichen Lage reißen können, als die nicht einmal geträumte Ankunft meines Bruders. Erkennen konnte ich ihn nicht; ich stellte mir ihn vor um einen Kopf kleiner als ich, und finde ihn beinahe ebenso groß. Eine brechende Stimme warf alle Mutmaßungen um, die sich vielleicht dargeboten hätten. Ein voller Nachmittag gehörte dazu, um mir ehemalige Züge zurückzuerinnern, und vielleicht auch die seini-gen herzustellen. Ob es mir Freude machte, brauche ich wohl nicht zu erwähnen, wenn ich schreibe, daß wir uns viele Stunden mit Erzählungen, Veränderungen, die liebe Gegenstände angehen, beschäftigten, und daß ich dabei seit langer Zeit die vergnügtesten Stunden verlebte. Nichts wünschte ich so sehr, als in eigener Person in meine Heimat zurückkehren zu können. Allein sogleich kann es nicht geschehen, das Schicksal will es nicht. Darüber werde ich mich mit Martin noch besonders besprechen und er wird das Resultat nach Erlang tragen. Die Ursache der Verzögerung liegt, ich will es nur gestehen, meistens in einigen unüberlegten Handlungen, die freilich, was Geldsachen betrifft, nicht ganz selten sind. Ich kann mich unmöglich daran gewöhnen, bei einem bestimmten Willen auf jenes in meinen Augen erbärmliche Mittel Rücksicht zu nehmen. Ich hoffe, die Not, diese große Lehrmeisterin, soll mich endlich dazu ausrüsten.

Ich bin zu verwirrt, um mehr schreiben zu können, und schließe daher mittelst dem herzlichsten Gruße meinem Vater. G. S. Ohm.»

Georg gab dem Bruder das Geleit, als dieser heimwärts wanderte; so hatte man es im Handwerk gehalten, so hielten es die Studiosen, so vor allem auch später noch die Brüder Ohm.

Als er zurückkehrte, fand Georg Simon Ohm einen Brief des Herrn von Montmollin vom 30. November 1809 vor*, in dem dieser ihn einlud, in

* Die Urschrift in französischer Sprache befindet sich als Nr. 621 in der Urkunden- und Handschriften-Sammlung des Deutschen Museums in München.

sein Haus zu ziehen. Ohm sollte Wohnung, Verpflegung, Heizung, Licht und Wäsche frei haben und dafür 3 bis 4 Stunden seiner Zeit der Erziehung der Kinder des Herrn von Montmollin sowie vielleicht noch einiger anderer junger Leute widmen, die dieser etwa anschließen möchte. Die Kinder seien zwar noch etwas zu klein, um Ohms Sorge zu verdienen, aber dieser werde schon wissen, «à quoi s'en tenir».

Herr von Montmollin entschuldigt sich dann sehr, daß er einige Vorbehalte machen müsse: Erstens «wegen einer kranken Tante» Ruhe in Ohms Zimmer zu bestimmten Stunden, zweitens, daß Ohm mit Rücksicht auf den ohnehin schon zahlreichen Verwandten- und Bekanntenkreis nicht zu allen Einladungen im Hause beigezogen werden könne. Der Brief, der ungefähr die Form eines Vertragsentwurfes hat, schließt wie folgt: «Herr von Montmollin bezeugt um so mehr sein Bedauern, diese Vorbehalte machen zu müssen, als es sein größtes Vergnügen wäre, die Person, die sich der Erziehung seiner Kinder widmet, ganz als Glied seiner Familie anzusehen.»

Ohm war entschlossen, von Ostern 1810 an dieses Angebot anzunehmen. Was daraus geworden ist, wissen wir nicht, denn vom Jahre 1810 an fehlen weitere Briefe aus der Schweiz.

An Ostern 1811 kehrte Georg Simon Ohm nach Erlangen zurück.

So mögen diese Blätter abgeschlossen werden durch den Brief, mit dem Martin Ohm, der — anders als sein Bruder — mit Lust und Liebe Briefe schrieb, die Heimkehr von Neuchâtel dem Bruder berichtete. Der Verfasser hofft, daß gerade dieser Brief Schweizer Freunden Freude bereiten möchte. Die «Züricher Böcke» des Herrn Hirzel waren auch bei Martin Ohm, dem späteren bedeutenden Mathematiker, nicht an einen Unwürdigen verschwendet. Martin Ohm also schrieb dem Bruder:

«Erlang, den 12. Dezember 1809.

Liebster Bruder!

Aus der Überschrift dieses Briefes wirst Du leicht erkennen, daß ich wieder in dem geliebten Erlangen angekommen bin; wie und zu welcher Zeit aber, werde ich Dir freilich erst sagen müssen. Ich will Dir nur in allem Vertrauen sagen, daß mich auf der Rückreise viel mehr Widerwärtigkeiten verfolgt haben, als auf der Hinreise. Erstlich komme ich ohngefähr um 4 Uhr nach Bern, gebe Herrn Deyhle den Brief, entferne mich sogleich von ihm, und suche mir ein Quartier auf; allein zum Unglück war gerade große Messe dort, so daß in jedem Wirtshaus alles so vollgepfropft war, daß man nicht mehr in die Stube hinein konnte. Ich laufe daher von Haus zu Haus, lasse mich durch einen Jungen auch in den Gasthöfen herumführen, bis 7 Uhr, bekomme aber noch immer kein Quartier. Du kannst Dir nun meine Verlegenheit vorstellen! Ich ging endlich wieder zu Herrn Deyhle und bitte den inständig, er möchte mir durch seine Vermittlung ein Quartier auswirken. Der war denn sogleich bereit, schrieb eine Karte, und führte mich in einen Gasthof, wo

ich denn endlich aufgenommen wurde; ich mußte aber für diese Nacht $\frac{1}{2}$ neuen Taler bezahlen, ohne etwas zu frühstücken.

Ferner kam ich nach Zürich den 4. Tag um 1 Uhr, und fand nun an dem Herrn Hirzel einen Mann, der sich in allem noch weit besser zeigte, als Du mir ihn schon geschildert hattest. Er führte mich in die Bibliothek, in das Naturalienkabinett und zuletzt in ein Haus, wo er mir erklärte, daß hier meine Wohnung wäre, und daß es ihm desto lieber wäre, je länger ich hier bleiben würde. Als ich ihm nun sagte, daß ich morgen schon wieder abreisen wollte, und er sah, daß sein Bitten meinen Entschluß nicht wankend machte, da fragte er mich im Vertrauen, ob ich denn kein Reisegeld benötigt wäre; als ich ihm nun sagte, daß ich auszulangen gedächte, so meinte er aber, es könnte mir unterwegs was zustoßen, und hörte nicht eher auf in mich zu dringen, bis ich eine Anzahl Züricher Böcke annahm, die ich denn so sehr verminderte, als es sich nur bei dem guten Mann tun ließ. Er freute sich ungemein, von Dir zu hören, und gab mir auch die Adresse von seinem Sohn nach Stuttgart mit, den ich aber bei meiner Durchreise nicht aufsuchte. Nun aber zu dem schlimmsten Stücke. Ich komme bis Stuttgart gut, aber von da aus hatte ich einen Weg, auf dem unmöglich fortzukommen war, der Morast lief mir oben zu den Stiefeln hinein, und hatte daher den ganzen Tag nasse Füße. Dies machte daher, daß ich auf der 2. Tagereise von Stuttgart aus krank wurde, einen entsetzlichen Durchfall, und ohne Appetit. Ich mußte in Aalen, 27 Stunden von Erlang, 2 Tage liegen bleiben, und dann noch schleppte ich mich krank nach Hause, wo ich den 11. ankam. Ich bekomme nun Arznei und hoffe daher, daß es sich bald gar ganz heben wird. Ein andermal ein mehreres, schreibe ja gleich wieder, wie Du mir versprochen hast.

Viele Grüsse von allen.

Dein Dich liebender Bruder

M. Ohm.

Fais mes compliments respectueux à Md. et Ms. Perrin, et que je les remercie encore de tous les bontés, qu'ils m'ont faites. Adieu!»

Aus der Schweiz nach Erlangen zurückgekehrt, hat sich Georg Simon Ohm 1811 bis 1817 dort und in Bamberg redlich durchschlagen müssen, bis er in Köln (1817—1826) als Gymnasial-Oberlehrer in befriedigende Verhältnisse kam. Nach der großen Entdeckung des später nach ihm benannten Gesetzes der strömenden Elektrizität (1826) trieb ihn sein wissenschaftliches Streben nach Berlin, wo 1827 sein grundlegendes Werk «Die galvanische Kette» erschien. Völlig verkannt, hat er sich dort in aufreibendem Kampf um die Anerkennung seiner Entdeckung ohne feste Stellung aufgehalten, bis er 1833 als Professor an die Nürnberger Polytechnische Schule berufen wurde. Von 1839 bis 1849 stand er dieser als

Rektor vor. Erst damals, Ende 1841, fand er vom Ausland her die gebührende Anerkennung.

Neben seinen hervorragenden Erfolgen als Erzieher ist aus dieser Zeit (1843) noch die Entdeckung des akustischen Ohmschen Gesetzes zu erwähnen, das über die Natur der zusammengesetzten Klänge Auskunft gibt. Auch diese Geistestat fand erst viel später durch Helmholtz die gebührende Beachtung, ist aber heute noch nicht allenthalben bekannt.

Erst als Sechzigjähriger erreichte Ohm die längst verdiente Berufung auf eine akademische Lehrstelle, nach München.

Es war — wie er selbst es ausdrückte — «eine dämonische Verkettung der Umstände», daß gerade diese Berufung ihn nun verhinderte, das große Werk seiner «Molekularphysik» zu vollenden, in dem er die Zusammenhänge der wichtigsten Naturerscheinungen (z. B. Licht, Wärme, Magnetismus, Elektrizität) nachweisen wollte —, eine Aufgabe, zu der ihn eine innere Berufung schon seit Jahrzehnten drängte.

Am 6. Juli 1854 erlag Georg Simon Ohm in München einem wiederholten Schlaganfall. Auch er gehört zu den geistigen Vorkämpfern des deutschen Kulturkreises.